

Text 1: Es gab ein Konzentrationslager und ein Arbeitslager auf dem Mühlenberg

Die meisten hatten davon schon gehört, einige erfuhren es zum ersten Mal: Auf dem Mühlenberg gab es ein Konzentrations- und Arbeitslager. Bei schönstem Sonnenschein sind wir letzten Sommer mit einer Schüler*innen-Gruppe an den Ort gegangen, wo auf dem Mühlenberg vor über 80 Jahren das Arbeitslager und das Konzentrationslager gestanden hatten. Vorbei an der Gedenktafel am Kirchencentrum, die an diese schreckliche Wahrheit direkt vor unserer Haustür erinnert, sind wir zum EON-Gelände gelaufen. Hier waren entlang des Fahrradweges zwischen Tresckowstraße und Hamelner Chaussee die 10 Baracken des KZ Mühlenberg aufgebaut. Das restliche Gelände bis hin zu LIDL war Arbeitslager. Heute sieht man nichts mehr davon, alle Spuren sind verwischt. Doch das, was dort damals geschehen ist, ist in der Welt und kann angesichts des Leides nicht vergessen werden. In einem Interview von 2013 beschreibt der letzte Überlebende des KZ Mühlenbergs, Henry Korman, das Leben dort so:

In Viehwaggons eingepfercht mit nur wenig Wasser und Brot, ohne Toiletten oder Waschmöglichkeiten sind die Häftlinge von Auschwitz nach Hannover transportiert worden. Mehrere Tage eingeschlossen, auf engstem Raum, mit nur einem kleinen Luftschlitz – und einigen Toten, die diese Strapaze nicht überstanden haben. Dann in Mühlenberg: 4:30 Uhr aufstehen, nur ein Stückchen Brot und Wasser, im Winter nur ein Ofen in der Baracke. Dann bei Wind und Wetter mit Schuhen und Zeitungspapier als Socken 3km zur Hanomag marschieren – oder noch weiter zu Conti oder Varta. Um 18.00 Uhr nach 12 Stunden Arbeit wieder zurück ins KZ. „Wir haben gearbeitet, um zu überleben. Wer nicht arbeiten konnte, wurde erschossen!“ Der einzige Lichtblick war der Sonntag: „Da hatten wir Zeit zum Haarewaschen, Hemdenwaschen, Rumlaufen oder Schlafen – oft im Stehen an die Lagerwand gelehnt. - Aber das Schlimmste war der Hunger“. Die Häftlinge hatten nie genug zu essen und mussten trotzdem hart arbeiten. Sie klauten Kartoffeln auf dem Feld, besorgten sich Schalen und Abfälle aus der Küche. „Ich hätte die Wand, ich hätte Steine essen können, so einen Hunger hatte ich!“ An einem Draht eine Kartoffel über dem Ofen rösten – das war ein Fest. Oder ein Kollege bei Hanomag, der verstoßen und unbemerkt ein Weißbrot mit Schinken auf einer Maschine „liegen“ ließ oder ein paar gekochte Kartoffeln. Das war wie eine Hochzeit, berichtet Henry Korman. Dabei war das sehr riskant, KZ-Häftlingen so zu helfen. Wie schnell hätte man selbst inhaftiert werden können? Hätte ich mich das getraut?

Text 2: Widerstand leisten war möglich

Wir haben uns selbst gefragt, ob wir es uns getraut hätten, KZ-Häftlingen zu helfen. Wir alle hätten große Angst gehabt. Das Risiko, selbst verhaftet oder bestraft zu werden, wäre so groß gewesen. Natürlich fallen einem noch mehr Gründe ein, es nicht zu tun: Ich bin doch nicht Schuld am Schicksal der Häftlinge, ich bin kein KZ-Mitarbeiter, ich habe nicht einmal den Krieg gewollt. Und was bringt es schon, einem einzigen zu helfen? Das ist doch wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Das hilft den vielen anderen nicht.

Trotzdem klingt das alles nach einer einzigen großen Ausrede. Ein Brot hinterlegen, heimlich helfen, überhaupt etwas tun, das hätte doch jeder gekonnt! Wir haben doch Mitleid, wir fühlen doch, dass es den anderen Menschen nicht so schlecht gehen darf. Das Unrecht schreit

doch zum Himmel. Wie hätte ich mich gefühlt, wenn ich Häftling gewesen wäre, und keiner hätte mir geholfen? Und ist es nicht besser, einem zu helfen als niemandem?

Die Angst, erwischt zu werden, kann niemand nehmen. Aber wenn aus dieser Angst heraus nichts geschieht, dann ist jedes Mitgefühl tot. Dann stirbt die Mitmenschlichkeit, dann stirbt der Mensch. Und das ist passiert, nicht nur die Toten sind gestorben, alle sind mitgestorben. Einen Tod der Gefühlslosigkeit und Kälte.

Und dass es anders gehen konnte, zeigen die Straßennamen auf dem Mühlenberg. Als sichtbares Zeichen gegen die schreckliche Erfahrung der Menschenverachtung im KZ Mühlenberg tragen fast alle Straßen die Namen von Widerständler*innen gegen das Naziregime. Admiral Wilhelm Canaris nutzte den militärischen Geheimdienst zu einer Verschwörung gegen Hitler. Claus Schenk Graf von Stauffenberg, Wilhelm Leuschner und Henning von Tresckow organisierten das Hitlerattentat vom 20. Juli 1944. Sophie Scholl und die Weiße Rose brachten Flugblätter in der Münchener Uni unter das Volk. Maximilian Kolbe, Kardinal von Galen und Dietrich Bonhoeffer arbeiteten am kirchlichen Widerstand – und wehrten sich gegen die Verfolgung von Juden und anderen Minderheiten.

Hätten wir das auch gekonnt?

3 Text: Das Experiment

Was wäre wenn ... das haben wir uns in einem Experiment gefragt. Was wäre, die IGS Leonore Goldschmidt-Schule unter die Herrschaft der Nazis gekommen und gleichgeschaltet worden wäre? Was wäre dann hier passiert? Keine IGS mehr, denn eine Integration der nicht so lernstarken Schüler*innen hätte man zugunsten der Stärkeren abgelehnt. Es galt das Recht des Starken! Auch die kulturelle Vielfalt wäre nicht erlaubt gewesen. Das hätte der arischen Einheits- und Leitkultur widersprochen. Und natürlich wäre der Name der Schule als erstes verschwunden: Eine jüdische Pädagogin, Leonore Goldschmidt, kann unmöglich Namensgeberin für eine so große und bedeutende Schule in Niedersachsen sein. Und dann haben wir auf uns selbst geschaut, auf die Lerngruppe, die wir sind. Wer von uns hätte die Schule weiter besuchen dürfen, wer hätte gehen müssen? Wir waren Moslems aus Syrien und Irak, Christen aus der Ukraine und Polen, Konfessionslose, Menschen mit türkischer, russischer und anderer Familiengeschichte. Blond und blauäugig waren nur wenige. Ob jemand jüdische Ahnen hatte, konnten wir nicht sicher sagen. Am Ende waren wir nur noch 4 Schüler*innen übrig, die dem damaligen Bild eines arischen Deutschen entsprochen hätten. 4 von 25! Dabei hatten wir alle deutsche Pässe! Und – was hätten wir getan, was hätten wir wirklich getan, wenn es zu dieser Gleichschaltung gekommen wäre? Hätten wir uns getraut, aufzustehen und zu protestieren? Hätten wir uns auf die Seite unserer ausgeschlossenen Schulfreund*innen gestellt? Eine schwere Frage, wieder wäre da wohl viel Angst gewesen. Doch vielleicht liegt die Lösung nicht bei der Frage, was tue ich, wenn das Schlimmste passiert ist? Sondern bei der Frage, was tue ich, damit es erst gar nicht so weit kommt? Diese Frage ist in Zeiten der AfD-Parolen und des wieder stärker werdenden Fremdenhasses in Deutschland wichtiger denn je. Wir nehmen uns vor, den Holocaust-Gedenktag als ein Datum zu nehmen, um klar und entschieden gegen Fremdenhass und Rassismus einzustehen – vor allem da, wo er schon im Kleinen anfängt. Gemeinsam können wir es schaffen, menschlich zu bleiben, oder einfach nur Mensch zu sein. Darum geht es. Das ist die Aufgabe.